

Nr. 191. Bromberg, den 23. August 1932.

Verrat an Woltmann.

Von G. Panstingl.

Urheberschutz für (Copyright 1932, by) Dr. G. Panstingl, den Haag, Holland.

(2. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Nachdem er seine Briefe geschrieben hatte, begann er Langeweile zu empfinden. Nochmals an Herma schreiben, das ging doch nicht. Er ließ sich von seinem Burschen zeigen, wie man Zigaretten dreht. Auch diese Kunst war bald gelernt, und als er in die Tasche griff, um sich sein erstes Meisterwerk anzuzünden, fühlte er ein Papier darin. Er zog es heraus, erkannte es als den Brief von Martha Steiger, warf ihn auf den Tisch und entließ den Burschen. Dann nahm er das Geschreibsel zur Hand und las es nochmals von Anfang bis zu Ende durch.

Er begriff es auch jetzt noch nicht, aber immerhin begann sich in seinem Innern erst nebelhaft und dann fester eine Meinung zu formen. Um dieses Problem zu lösen, suchte er zunächst einen Ausgangspunkt. Diesen glaubte er darin gefunden zu haben, daß er Martha eigentlich recht milde behandelt hätte. Für ihn war das damals eine Selbstverständlichkeit gewesen. Wenn ein armes Ding einmal stiehlt, um seiner kranken Mutter zu helfen, so muß man sie deswegen nicht sofort der Polizei übergeben.

Hierbei vergaß Woltmann allerdings, daß er ja gar nicht festgestellt hatte, ob dies wirklich ihr erster Diebstahl gewesen war und ob sie wirklich zu Hause eine kranke Mutter hatte. Immerhin glaubte er richtig zu schließen, daß sein unerwartet gutmütiges Benehmen einen starken Eindruck auf das Mädchen gemacht habe. Ein empfängliches Gemüt schien sie auch zu besitzen. Der erste Eindruck dürfte darin weitergearbeitet und sich vertieft haben, bis er in ihrer Phantasie die Gestalt eines Märchenprinzen angenommen hatte. Dann der Kriegsausbruch und die Kriegspsychose — der einzige, wenigstens teilweise richtige Schluß von ihm — ihr Held muß in den Streit ziehen, vielleicht sogar in den Tod. Das aufgespeicherte Gefühl entlädt sich in einem überschwenglichen Brief.

Eigentlich tat ihm die Person leid. Er, der nun selbst wußte, was Liebe bedeutete, fand es traurig, daß die Liebe eines anderen hoffnungslos war.

Er dachte noch einige Zeit nach und kam dann zu dem Ergebnis, daß es eigentlich doch seine Pflicht sei, ihr das klarzumachen. Freilich die Form der Antwort durfte nicht mehr verletzen als unbedingt nötig war. Endlich stoppelte er den folgenden Brief zusammen:

„Wertes Fräulein Steiger!

Mein Bursche übergab mir Ihren Brief, der mich sehr überraschte. Ich weiß wirklich nicht recht, was ich dazu sagen soll. Bedenken Sie doch, daß ich, wie Sie ja sicher wissen dürften, verlobt bin. Sie können sich wohl vorstellen, was ein Mann in meiner Lage empfinden muß, wenn er einen solchen Brief empfängt. Sie fragen mich, ob Sie mir auch weiterhin schreiben dürfen. Ich habe kein Recht, Sie davon abzuhalten, muß Sie aber bitten, mit einer Antwort nicht zu rechnen. Es tut mir leid, daß ich Ihnen nichts anderes schreiben kann, aber ich muß so sprechen, wie mein Pflichtgefühl es mir vorschreibt.

Ihr ergebener . . .“

Dieser Brief ging am gleichen Abend nach Wien ab.

IV.

Im Feuer.

„Leutnant Woltmann, Sie nehmen sechs Mann und reiten in dieser Richtung,“ dabei zeigte der Oberst auf eine Hügelgruppe im Norden. „Wir haben einen Bericht, daß hinter Kote 716 feindliche Truppen verschoben werden. Sehen Sie zu, daß Sie soviel als möglich herausbekommen. Auf Wiedersehen!“

Woltmann klirrte die Sporen zusammen. Dann drückte er die ihm dargereichte Hand.

„Und vorsichtig sein, Willi!“ rief ihm der Oberst noch nach.

Einige Minuten später ritten sechs Mann mit Leutnant Woltmann an der Spitze dem Feind entgegen. Es war nicht sein erster Kundschaftsritt, und er wußte die Warnung des Obersten schon voll zu schätzen. Ein paar Mal hatten die russischen Spitzkugeln ihn umpfiffen, aber vorläufig war er ihnen immer glücklich entgangen. Einmal war er beinahe von der eigenen Infanterie angeschossen worden, als er bei Abendeinbruch nach Hause kam. Er hatte damals festgestellt, daß die österreichischen Kugeln um eine Terz tiefer pfiffen als die russischen. Dies kam, weil sie vorne abgerundet und nicht spitz waren.

Bis zur Hügelkuppe waren es etwa vier bis fünf Kilometer. Die ersten drei waren Flachland, dann kam ein Bach, den die Pferde gemächlich durchwaten konnten. Dahinter gab es welliges Land mit verstreuten Waldbestand.

Beim Hügel angelangt, wurde Woltmann vorsichtig. Er ließ halten, stieg ab und ging mit einem seiner Leute zu Fuß voraus. Ungehindert kamen sie bis nach oben, von wo dann wieder kilometerweit flaches Land vor ihnen lag. Und dennoch konnten sie nichts sehen. Zumindestens nicht genügend Zweckdienliches; denn der Waldbestand war hinter dem Hügel viel dichter, wenn auch durch Lichtungen unterbrochen. Aus einzelnen Teilen des Waldes glaubte Woltmann, leichten Rauch aufsteigen zu sehen. Das konnten feindliche Heeresabteilungen sein, die dort abkochten. Jedenfalls mußte es untersucht werden. Rasch stieg er zu seinen Leuten hinunter, und zu Pferd wurde der Weg fortgesetzt. Stets längs Waldrändern wand sich der Ritt immer tiefer in das feindliche Land. Vom Gegner keine Spur. Und doch hatten sie das Gefühl, daß die Gegend unsicher sei. Alles war zu still.

Plötzlich hörten sie ganz aus der Ferne ein Pferd wiehern. Was war das? Kavallerie, Artillerie oder nur ein einsames Bauernpferd?

Sie rückten vorsichtig in der Richtung des Schalles vor. Auf einmal kamen sie zu einer breiten Lichtung. Zum Umreiten war sie zu groß. Es wäre ein viel zu langer Umweg gewesen. Quer durch waren es etwa 800 Meter. Marsch — Marsch! Galopp. Und die kleine Truppe stob fächerartig

hinaus auf die Lichtung. Fünfhundert Meter, sechshundert, sechshundertfünfzig — — da krachten von drüben Schüsse. Hoch und singend pfiffen die Spitzkugeln. Woltmann sah ein Pferd mit seinem Reiter fallen und sich überschlagen. Zwei seiner Leute hatten die Hände hochgeworfen und waren von den Gäulen gefallen, die ledig weiterrasten. Zurück!

Woltmann riß sein Pferd hoch und drehte es auf den Haken. Da krachten wieder Schüsse. Das Pferd sank unter ihm weg, er fühlte einen Schlag gegen den Kopf. Die Erde dröhnte und bebte, und er versank in ein Schleierbett des Nichts.

•

Freddy Hasenauer war es nicht geglückt, seine Versetzung zur Artillerie durchzusetzen. Er war darum sofort eingekommen, als der Krieg ausbrach, aber seine Einberufung kam schneller. Das einzige, was er erreicht hatte, war ein Aufschub von wenigen Tagen, dann wurde ihm bedeutet, er müsse hinaus. Falls seine Versetzung bewilligt würde, könne er ja wieder zurückkommen. So war er denn eine Woche nach Willi als Einzelreisender zum Regiment gestoßen. Man nahm ihm dort sein Gesuch um Versetzung ziemlich übel und ließ es ihn auch fühlen. Durch geschicktes Manövrieren erhielt er dennoch einen Adjutantenposten, was ihn zwar einigermaßen schützte, aber doch lange noch nicht so, wie er es gewünscht hatte.

Der ganze Krieg ging ihm gegen den Strich, und er hatte mit seinem Vater beratschlagt, was denn getan werden könnte, um ihm einen Posten im ruhigen Hinterland zu verschaffen. Hasenauer senior, der wütend war, daß seinem Sohn die Millionen der Herma Hochstätten durch die Finger geglitten waren, nahm dieses Mal die Sache selbst zur Hand. Vom Kriegshandwerk verstand er zwar nicht viel, da er selbst nie beim Militär gewesen war, aber es war ihm klar, daß der Geriebene in den Irrgängen des Riesenbaues dieses Krieges jedes gewünschte Ziel erreichen konnte. Es galt nur, den richtigen Umweg zu finden. Die Geschichte war ihm freilich zu rasch über den Hals gekommen, und er hatte noch keinen rechten Überblick. Aber das ließ sich ja ändern. Er, der mit militärischen Kreisen keine Berührung hatte, suchte nun solche. Das war nicht schwer; denn diese Menschen waren doch so leicht zu behandeln. Ein Besuch bei einigen der vielen Wohltätigkeits- und Fürsorgekomitees, die damals wie die Pilze aus der Erde schossen, eine größere Spende, mit ein paar wohlgesetzten Worten gegeben und dankend empfangen, das machte den Anfang. Wieder ein Besuch mit der Anfrage, was man noch tun könne. Einige Besprechungen, erst in den verschiedenen Komiteelokalen, dann zu Hause, und in kurzer Zeit hatte Hasenauer senior einen Bekanntenkreis von höheren Offizieren, die ihm jede Auskunft gaben, die er nur haben wollte. Sie wußten dabei gar nicht, daß sie es taten. Dazu war der alte Fuchs zu schlau. Er lenkte das Gespräch unauffällig auf jene Punkte, die er wissen wollte, und da er sich für Truppenbewegungen und Bewaffnungsgeheimnisse nicht interessierte, so bekam er allezeit bereitwillig Antwort.

Langsam begann er die Sachlage zu übersehen, und sie schien ihm stets günstiger und günstiger. Um seinen Sohn ganz vom Militärdienst loszubekommen, mußte er für ihn einen Posten schaffen, auf dem er „unentbehrlich" war. Das traf sich ausgezeichnet. Seine Bank hatte auch eine Reihe Industrieverbindungen. Etwa ein Jahr vor dem Kriegsausbruch hatte Hasenauer sich an der Finanzierung einer neuerrichteten Fabrik beteiligt. Die Geschichte schien im Anfang recht aussichtslos. Irgend jemand hatte eine neue Art Schnellwaage erfunden, die patentiert worden war, und hatte eine große Fabrik dafür gebaut. Das Unternehmen wäre gesund gewesen, wenn nicht eine Reihe von Fehlern begangen worden wäre. Vor allem hatte man übersehen, daß so eine Sache sich aus kleinen Anfängen heraus entwickeln mußte. Alles war zu großzügig angepackt worden. Die Geschäftswelt nahm die neue Schnellwaage nicht so rasch auf, wie sie erzeugt wurde, der Betrieb kam in Schwierigkeiten, und Hasenauer, der wußte, daß bei richtiger Leitung ein Gewinn zu erzielen war, verweigerte plötzlich weitere Zuschüsse. Dadurch stellte er den Erfinder vor die Zwangslage, entweder Konkurs anzusagen oder um einen Spottpreis zu verkaufen. Dieser wählte das letztere. Hasenauer zahlte den Spottpreis und war eben dabei, den ganzen Betrieb auf eine gesunde Grundlage zu stellen, als der Krieg ausbrach und jede Arbeit unmöglich machte. Erst schien es, als ob Hasenauer sich mit der Schnellwaagenfabrik in den Finger geschnitten hätte, aber nun, nachdem er bei seinen militärischen Freunden Erfahrungen gesammelt hatte, sah er bald, was für ein Glücksfall die ganze Sache war. Er besaß ein großes Fabrikgelände, worauf bereits drei schöne Maschinenhallen und ein Bureauhaus standen und wo noch für mindestens vier weitere Hallen Platz war, Maschinen waren bereits vorhanden, das nötige Personal, soweit es nicht sofort hatte einrücken müssen, war auch da, kurzum, man brauchte sich nur auf die Erzeugung von Kriegsmaterial umzustellen. Mit der ihm angeborenen Energie warf Hasenauer senior sich auf diese Sache.

Natürlich konnte er es nicht verhindern, daß Freddy einrücken mußte. Die Gefahr, daß sein Sohn an der Front weilte, mußte er eben eine Zeitlang tragen. Daß diese Zeit nicht allzu lange dauerte, dafür wollte er sorgen.

Während er daran mit Feuereifer arbeitete, saß sein Sprosse in Rußland. Als Adjutant waren ihm so ziemlich alle Vorgänge bekannt, die sich im Regiment abspielten; natürlich auch, daß Woltmann auf einen gefährlichen Kundschaftsritt ausgesandt worden war. Er dachte sich dabei gar nichts. Das konnte schließlich und endlich selbst ihm als Adjutant einmal passieren. Er wünschte Willi nichts Schlechtes und nichts Gutes. Die Sache ließ ihn kalt. Freddy Hasenauer war einer von denen, die mehr an sich selbst als an andere dachten. Über Woltmann begann er erst zu denken, als der Abend kam und die Patrouille noch nicht zurückgekehrt war. Die Kameraden machten sich Gedanken um Willi, und Hasenauer zeigte sich ebenso besorgt wie die anderen. Ganz im Hintergrund seines Gehirns regte sich freilich schon der Gedanke, daß wenn Woltmann nicht zurückkäme, der Weg zu Herma wieder frei wäre. Ja, natürlich, er würde ihr Zeit lassen müssen, aber immerhin — — —

Am nächsten Morgen war Woltmann noch immer nicht zurück. Es wurde beschlossen, noch eine Patrouille auszusenden. Einerseits mußte der Auftrag, den Woltmann nicht mehr hatte ausführen können, erledigt werden, und andererseits wollte man sehen, ob über das Schicksal der ersten Patrouille etwas zu erfahren war. Ein unerklärlicher Impuls veranlaßte Hasenauer, sich freiwillig für den Patrouillenritt zu melden. Als er mit zwei Mann wegritt, wußte er selbst nicht recht, warum er es getan hatte, und fluchte innerlich über seine Dummheit. Zum Trost diente ihm nur der Gedanke, daß dieser Ritt beim Regiment einen sehr guten Eindruck machen dürfte.

Sie kamen bis auf die andere Seite des Hügels und ritten mit Herzklopfen denselben herunter. Aber schon bei der ersten Lichtung stießen sie auf einen unerwarteten Anblick. In der Mitte derselben graste ruhig ein Pferd, das durch Sattel und Zaumzeug als österreichisches Husarenpferd zu erkennen war. Es ließ sich willig einfangen und da zeigte es sich, daß es auf der rechten Seite einen Streifschuß hatte. Die Wunde war nicht gefährlich, und das Blut darauf war schon gestockt. Hasenauer ließ dem Pferd den Sattelgurt lockern und die Kandare aus dem Maul nehmen. Dann ritten er und seine zwei Mann große Kreise auf der Lichtung und stießen nach einiger Zeit auf den abgefallenen Reiter. Es war einer von den sechs Mann, die mit Woltmann ausgezogen waren. Er lag am Boden, halb ohnmächtig vor Schmerz, und wimmerte leise. Seine rechte Kniescheibe war durch einen Schuß zerschmettert, und er hatte sich mit seinem Verbandpäckchen einen Notverband herumgelegt. Hasenauer reichte ihm seine Feldflasche mit gutem alten Kognak, und nach einigen Zügen war der Mann soweit, daß er kurz die Geschichte des gestrigen Überfalles erzählen konnte.

Ob Leutnant Woltmann tot oder nur verwundet war, wußte er nicht. Aber er hatte ihn mit dem Pferd fallen sehen. Jedenfalls war er zumindestens in Gefangenschaft geraten. Er selbst war umgedreht und nach rückwärts galoppiert. Dabei hatte er den Schuß erhalten. Eine Zeitlang konnte er sich noch am Sattel festhalten, und so war er aus den Augen der Feinde entschwunden. Auf der Lichtung war er endlich vom Pferd gefallen.

(Fortsetzung folgt.)

Zweihundert Jahre Herrnhuter Mission.

Am 21. August begeht die von dem Grafen Zinzendorf begründete Herrnhuter Mission ihr 200jähriges Jubiläum. Auch in Kongreßpolen und Pommerellen hat die Brüdergemeinde festen Fuß gefaßt. Im Folgenden äußert sich D. S. Baudert, eine der führenden Persönlichkeiten der Herrnhuter Mission, über die weitreichenden Wirkungen, die aus jener Missionstat vor 200 Jahren entstanden sind:

Die Geschichte der Herrnhuter Mission, die am 21. August ihr zweihundertjähriges Jubiläum begeht, gehört zu den eigenartigsten und spannendsten Kapiteln der neueren Kirchengeschichte. Schlägt man die Blätter dieser zweihundertjährigen Geschichte auf, so begegnen wir den Gestalten von Männern und Frauen, die uns noch heute als Helden und unerschrockene Vorkämpfer der Mission erscheinen. Es ist nicht ganz einfach, den Geist zu beschreiben, in dem jene

ersten Herrnhuter Missionare

hinauszogen nach Westindien unter die Sklaven, in das Totenland von Holländisch-Guayana, an die eisigen Küsten Grönlands, nach Konstantinopel und nach Algier, nach Lappland und zu den Indianern. Man würde diesen Missionaren nicht gerecht, wollte man von einem Enthusiasmus sprechen, der sie über die Gefahren und Schwierigkeiten ihrer Unternehmungen hinwegtäuschte. Die Herrnhuter Brüder gingen sehr nüchtern an ihre Aufgabe heran. Sie zogen nach Trankebar und nach St. Croix, als ob sie einen Spaziergang in eines der nächsten Dörfer machten, aber sie waren dabei doch getragen von einer wunderbaren Kraft, von einer heiligen Begeisterung, die ihr ungewöhnliches Unternehmen, das die philiströsen Zeitgenossen nur als extravagant ansehen konnten, mit einem besonderen Glanz umgab.

So erklärt sich auch der merkwürdig tiefe Eindruck, den die Herrnhuter Missionare auf ihre Zeitgenossen machten. Hier war die Unmittelbarkeit religiöser Empfindung, hier war etwas, das der lebhaften Sehnsucht jener Zeit entgegenkam, die nach Gelegenheiten suchte, sich in freier Weise und mit innerer Befriedigung im Dienst eines großen Gedankens zu betätigen. Das hat selbst einen Goethe an dem Führer dieser Herrnhuter, dem Grafen Zinzendorf, so angezogen, daß er noch in seiner Straßburger Zeit von ihm als „seinem Grafen" schreiben konnte. Hier war aber über all diese der Stimmung der Zeit entgegenkommende innere Lebendigkeit hinaus noch eine letzte Sicherheit und Kraft, die aus einer tiefen Gründung im Ewigen floß, und die die „Brüder" zu

Helden einer neuen Welt

machen mußte. Wer ihrem Wirken und Handeln, ihrem Kämpfen und Sterben zusieht, der steht unter dem Eindruck, daß sie es nie darauf angelegt hatten, etwa besondere Heldentaten zu verrichten, daß aber das Außerordentliche in ihrem Leben das Selbstverständliche geworden war.

Diese Missionsarbeit ist es gewesen, die das Herrnhutertum über den Pietismus, dem es entstammte, hinauswachsen ließ. Weil die Herrnhuter Mission trieben und durch ihre Missionsarbeit die weite Welt kennen lernten wie wenige Menschen sonst zwischen 1700 und 1800, deshalb lernten sie, sich ein unbefangenes Urteil für die Erscheinungen ihres heimatlichen Lebens zu bewahren. In den kleinbürgerlichen Kreisen des älteren Pietismus hat die enge Begrenztheit des Daseins die Menschen vielfach in ihre Innerlichkeit zurückgeworfen und sie dazu verführt, nur immer wieder sich selbst zu beobachten und die eigenen Erfahrungen zum Maßstab für alles zu machen. Dabei verkümmerten die Fähigkeiten der Seele, in die Weite zu wirken. Den Herrnhutern dagegen flossen aus ihrer missionarischen Betätigung immer neue Antriebe zu. Sie vermittelten ihnen ein neues Leben und befähigten sie so, den Anstoß zu bedeutsamen Bewegungen des 18. und 19. Jahrhunderts zu geben.

Unter diesen muß an erster Stelle

der Methodismus

genannt werden, der die geschichtliche Sendung hatte, das England vom Anfang des 18. Jahrhunderts völlig umzugestalten. Man hat gemeinhin nur eine sehr unbestimmte Vorstellung von der Bedeutung des Methodismus für die neuere Geistesgeschichte. Es war interessant, die englischen und amerikanischen Delegierten bei der Tagung des Internationalen Missionsrates in Herrnhut zu beobachten und zu hören. Immer wieder sprachen sie es aus, daß in Herrnhut heiliger Boden für sie sei, weil Wesley, der Vater des Methodismus, von den Herrnhutern die tiefsten Antriebe seines Lebens empfangen habe. Wesleys Briefe im Herrnhuter Archiv, geschrieben nach seinem Besuch in Herrnhut im Jahre 1738, waren ihnen viel wichtiger als die Bibel mit den Bemerkungen von Luthers Hand, die wir Deutschen für einen besonderen Schatz dieses Archivs halten.

Auch in Dänemark, Norwegen und Schweden beobachten wir noch heute nachhaltige Wirkungen, welche von Herrnhut auf das geistige Leben dieser Länder ausgegangen sind. Und ebenfalls kann man die neuere Geschichte der Schweiz nicht schreiben, ohne auf die „Brüder" und ihren Einfluß hinzuweisen.

Als im Anfang des 19. Jahrhunderts aus Untergang und Stürmen heraus eine neue Welt geboren wurde, als starke Erweckungsbewegungen durch das deutsche Volk gingen und eine deutsche Missionsgesellschaft nach der andern entstand, da zeigte sich noch einmal, wie weit und tief die Wirkungen Herrnhuts gegangen waren. Denn von den Kreisen, die

die neue Missionsbewegung

trugen, führten viele und starke unterirdische Verbindungen nach dem kleinen Städtchen Herrnhut in der Oberlausitz. So dürfen sich die Herrnhuter bei dem zweihundertsten Geburtstag ihrer Mission dankbar dessen bewußt sein, daß sie eine Bewegung mit heraufführen halfen, von der der Philosoph Schelling sagte: „Das ist das Größte, was jetzt in der Welt vorgeht!"

Die Herrnhuter stehen noch heute mit ihren Gemeinden und einem weiten Kreis von Freunden in dieser Bewegung. Sie sind nie Missionsfanatiker gewesen, so hingebend auch ihr Dienst in der Mission war, denn Mission ist ihnen nur eine der Möglichkeiten zur Betätigung der inneren Verpflichtungen, die aus dem Evangelium fließen. Es geht ihnen nicht um äußeres zahlenmäßiges Wachstum, sondern darum, daß sich an ihnen erfülle, was auf dem Grabstein des Grafen Zinzendorf in Herrnhut geschrieben steht: „Er war gesetzt, Frucht zu bringen, eine Frucht, die da bleibe."

Vision am Trapez.

Skizze von **Hanns W. Kappler.**

„Du liebst die Kunstreiterin?"

„Ja", antwortete Ralf Sörtens, „und noch heute werde ich sie fragen, ob auch sie mir ihre Zuneigung schenken will. Heute soll es sich entscheiden."

Peter Eggers zwang seine Erregung nieder und richtete sich entschlossen auf.

„Unsere Zeit ist gekommen, Ralf, wir müssen auftreten!"

Die beiden Trapezkünstler schritten durch die Manege. Wie immer wurden sie erwartungsvoll von der Zuschauermenge begrüßt. Dicht unter der hohen Zirkuskuppel harrte das glitzernde Gestänge ihres artistischen Könnens.

Vom grellen Licht der Scheinwerfer umspielt standen Peter und Ralf bald auf den Trapezen. Aus der Tiefe erklangen die wiegenden Weisen eines Wiener Walzers.

Peter Eggers war an diesem Tage mit seinen Gedanken nicht bei der gefahrvollen Arbeit. Ralf also, sein Partner, liebte die kleine Elma Wendemar und glaubte, daß auch sie ihn gern habe. Peter Eggers hatte es als ein unsagbares Leid empfunden, als vor wenigen Minuten sein Freund den Namen der Kunstreiterin genannt, und zugleich wuchs eine grenzenlose, bittere Enttäuschung in seinem Inneren. Peter Eggers wußte seit langem, daß er Elma Wendemar mit einem starken, aufrichtigen Gefühl liebte, und nur eine durch sein Wesen bedingte Verschlossenheit hatte ihn bisher davon

zurückgehalten, die Kunstreiterin zu fragen, ob sie seine Liebe erwidern könne. Die Worte Ralf Sörtens' trafen wie ein Blitz aus heiterem Himmel das Herz des sonst kühl zurückhaltenden Peter Eggers und — ohne daß er seinen Regungen zu gebieten vermochte — flammte in ihm jäh ein niegekanntes Gefühl des Hasses auf.

Alles aus, alles zu Ende! Nur dieser Gedanke stand in schmerzhaftem Erkennen in seinem Hirn.

Die Trapeze schwangen hin und her. Zwei fliegende Menschen wirbelten durch die Luft. Sichere, kraftvoll zupackende Griffe, hier ein Überschwung dort ein Salto — unermüdlich schwebten die Trapeze in stetem Rhythmus nach den Klängen der Musik.

Die Darbietung der beiden Artisten neigte sich dem Ende zu.

Da tauchte plötzlich in Peter Eggers ein Gedanke auf, der ihm wie eine Erlösung aus den tausend Zweifeln seines Herzens erschien: jetzt kam das Gefahrvollste ihres Auftritts. In wenigen Sekunden würde er kopfunten, nur mit den Kniekehlen im Trapezstab hängend, den heranfliegenden Freund erwarten. Wäre es nicht für jeden der Zuschauer verständlich, daß ihm die Füße einmal den Dienst versagen konnten? Daß sie aus dem Trapez glitten? Nur Bruchteile von Sekunden würde er zur Ausführung seines Entschlusses benötigen, und der Weg für den Freund war frei.

Mechanisch glitt Peter Eggers über das blinkende Gestänge. Ein kurzer Schwung — nun hing er kopfunten. Hin und her schwebten die Trapeze. Die Musik brach ab. Trommelwirbel rollte nervenaufpeitschend. Trommelwirbel. — Peter Eggers' Augen weiteten sich, eine Vision erstand vor ihnen in greller Klarheit. Dort drüben — das glitzernde Band — war das nicht die Somme? Dröhnte nicht der Donner der Geschütze in den Ohren? Und jetzt — die tanzenden Funken — war es nicht Sperrfeuer, durch das er, der Verwundete, auf dem Rücken seines Regimentskameraden Ralf Sörtens getragen wurde?

„Nimm dich zusammen, Peter! Ich bring dich durch!" So war der Schrei des Freundes im Toben der Hölle an der Somme gewesen, des Freundes, der ohne Bedenken für den jungen Kameraden an seiner Seite sein Leben eingesetzt hatte. —

Die Vision zerrann, kalter Schweiß stand auf der Stirn Peter Eggers'.

Wie einen Schemen sah er den Partner auf sich zufliegen. Ein Ruck — fest packten sich die Hände der Männer. Ein kraftvoller Aufschwung — und die „Zwei Eggers" standen lächelnd auf ihren Trapezen. Rauschender Beifall brandete zu ihnen empor. — —

Eine Stunde später betrat Ralf Sörtens das Zimmer des Partners.

„Peter", murmelte Ralf mit heiserer Stimme, „wir können Elma Wendemar unseren Glückwunsch darbringen. Die Kunstreiterin hat sich verlobt. Mit Wüllner, dem Dresseur."

Peter Eggers hob müde den Kopf, der auf seine Arme gesunken war, aber ein Aufatmen kam doch aus seiner Brust.

Ralf trat zu ihm und legte seine Hand auf die Schulter des Freundes:

„Vielleicht ist es besser so für uns. Wir bleiben immer beisammen, gelt, alter Junge? Wir gehen nie auseinander; denn uns schweißte das furchtbare Geschehen der Schlachtfelder zusammen, und eine — eine dumme Liebe zu einem Mädel darf uns nicht trennen können!"

Peter tastete nach der Hand des Freundes und drückte sie lange und wortlos.

Das Fünf-Dollar-Gummitier.

Von Hans Hartig.

Am Strande in Palm Beach dem warmen, sonnigen kalifornischen Seebadeort, gibt es einen kleinen Jungen. Er paßt auf, wenn zwei verliebte junge Amerikaner schön miteinander tun. Dann naht er sich dem jungen Manne, wenn er diesen allein findet, und sagt zornig:

„Sie haben mit meiner Mama schön getan. Das werde ich meinem Papa sagen, der ein sehr guter Schütze ist und einen Skandal machen wird."

Die jungen Amerikaner bekommen einen furchtbaren Schreck. Ein solcher Skandal ist in Amerika außerordentlich peinlich. Darum beginnt man mit dem Jungen in Verhandlungen zu treten. Man hätte doch das nicht gewußt, daß die Dame die Mutter des Jungen sei.

Ein Mann mit Gummitieren geht den Strand entlang.

„Ach, die schönen Tierchen!" freut sich der Knabe.

Und, um das Kind zu beruhigen, kauft der junge Amerikaner dem Knaben ein solches Gummitier für fünf Dollar.

Der Junge bedankt sich.

*

Abends erscheint der Junge regelmäßig mit seinen Gummitieren bei dem Verkäufer, der sein Vater ist, und bringt ihm die Tiere zurück.

Dann zählen sie das Geld. Es sind gewöhnlich zwanzig Dollar. Und dann suchen sie für den nächsten Tag einen anderen Teil des Strandes aus.

Denn es gibt viele verliebte junge Amerikaner in Palm Beach.



Bunte Chronik

5000 mal stärker als Strychnin.

In der Umgebung von Plenaars, in Transvaal, wurde am Ufer des gleichnamigen Flusses von farbigen Arbeitern ein bisher unbekanntes knollenartiges Gewächs entdeckt, dessen Blätter einen betäubenden Geruch ausströmten. Zwei Arbeiter, die mit diesen Knollen in Berührung gekommen waren, erkrankten schwer unter Vergiftungserscheinungen. Das rätselhafte Gewächs wurde nun unter größten Vorsichtsmaßregeln in das Ondersteeport Laboratorium gebracht, wo es der Leiter Dr. H. H. Green untersuchte. Das Ergebnis war überraschend, denn es stellte sich heraus, daß die Knollen ein Gift enthielten, von dem ein Tausendstel Gramm ausreicht, um einen erwachsenen Menschen zu töten. Die Wirkung dieses Giftes ist also 5000 mal so stark wie Strychnin. Dieses Pflanzengift, dessen wissenschaftlicher Name Adenia ist, hinterläßt keinerlei Spuren in dem Körper seines Opfers und ähnelt dadurch stark einem anderen Pflanzengifte, das in einem vorwiegend in Südamerika vorkommenden Kaktus vor einiger Zeit festgestellt wurde.

*

Die Zwergvölker Afrikas.

Nach der Ansicht Dr. Schebestas und Dr. Lebzelters, Wien, sind die Zwergvölker Afrikas weiter verbreitet und volkreicher, als man bisher annahm. In Gabun wohnen die Stämme der Bekwi und Akoa, die bis nach Kamerun reichen. Im Gebirge der Ubanghi-Mündung wohnen die Babinga. Ein mächtig großes Gebiet südlich des Kongo wird von den Bacwa bewohnt. Dazu kommen noch die Ituri-Pygmäen. Kleine Stämme am Ruwenzari und in Uganda, sodann die Batwa von Ruanda-Urundi und die an der Westseite des Tanganjika-Sees im Valubagebiet. Alles in allem werden es etwa 80 000 Köpfe sein, davon 50 000 Bacwa. Die Kongo-Pygmäen stellen die kleinste Menschenrasse der Welt dar. Die Männer sind zwischen 143 und 153 Zentimeter, die Frauen zwischen 135 und 140 Zentimeter groß. Sie sind mesokophal (mittellangköpfig). Die Farbe der Ituri-Pygmäen ist schmutzig lehmgelb. Alle haben ursprünglich einer einzigen Rasse angehört, die man Bambutirasse nennen sollte. Es bestehen Sprachähnlichkeiten mit den Buschmann-Sprachen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.